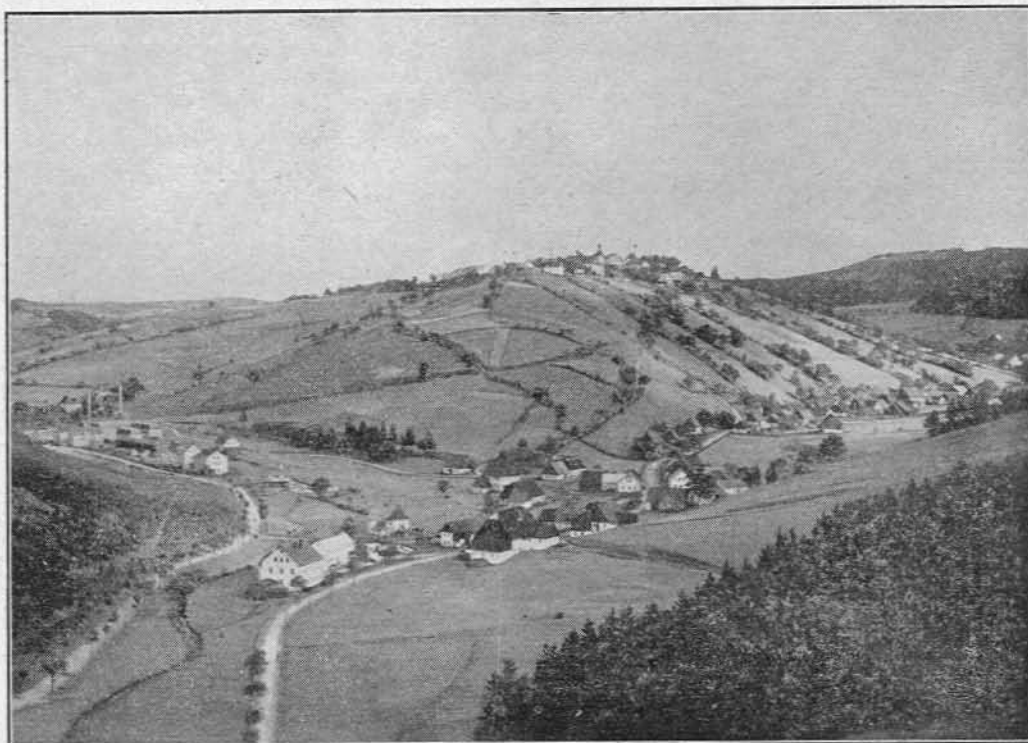


Die Bergstadt Katharinaberg in Böhmen.

Eine 400 Jahre alte Namenschwesterstadt unseres St. Katharinenberges im Buchenholze.

Daß unser liebes Buchholz ursprünglich St. Katharinenberg im Buchenholze genannt wurde, ist unseren Lesern wohl bekannt. Wegen man diesem Katharinenberg im Buchenholze aber das heilige „Santa“ — St. Katharinenberg voransetzte, ist weniger bekannt. Die Chronisten führen diesen Zusatz zurück auf das Vorhandensein einer anderen Bergstadt gleichen Namens, auf die Bergstadt Katharinaberg in Böhmen, mit der unser Buchholz nicht verwechselt werden sollte, mit der wir heute aber unsere Leser einmal in Wort und Bild bekannt machen wollen. Dem Wandersmann, der unser Erzgebirge jenseits und diesseits der Grenze durchstreift, ist vielleicht dieses kleine böhmische Grenzstädtchen bekannt, welches malerisch auf den Lehnen des Wachübelberges und zum Teil im Tale des Zobelbaches liegt, der hier in die Schweinitz fließt. Direkt an der Grenze liegt dieses böhmische Katharinaberg, und zwar an der Chaussee, die von Olbernhau über Grünthal nach Deutsch-Neudorf führt. Bis 1904 war diese Stadt eine echt erzgebirgische Schindelfabrik. In demselben Jahre brannten nicht weniger als 43 Schindelhäuser in Katharinaberg ab. Die schmucke



Gesamtansicht von Katharinaberg.



Marktplatz in Katharinaberg.

Kirche blieb erhalten. In dieser, in Kreuzform gebauten Kirche, welches die heilige Katharina, also die Schutzheilige auch unserer Stadt Buchholz, darstellt. Ein wenig Bergbau auf Zinn und Wismut wurde in dem Städtchen betrieben, der einer zum Teil armen Bevölkerung Arbeit und Brot gab. — 1528 ist dieses Bergstädtchen erbaut worden, 1928, jetzt — in den jüngsten Tagen — konnte Katharinaberg also die Feier des 400jährigen Bestehens begehen. Das ist gewiß ein erfreulicher Anlaß für uns, die alte Namenschwesterstadt von unserem St. Katharinenberg im Buchenholze einmal näher kennen zu lernen. Wir leihen hierzu einem Berufeneren die Feder und bringen nachfolgend eine Abhandlung über die Bergstadt Katharinaberg, die Eduard Wagner zur Feier des 400jährigen Bestehens veröffentlicht hatte: „Im Norden der weitgedehnten Ebene des Kommerner Seebeckens erhebt sich das Erzgebirge als ein mächtiger Wall mit steilen Massen zur Rammhöhe.

Wenn wir tiefer in die scheinbar geschlossene Bergwelt eindringen, finden wir aber eine Anzahl einzelner, einander jedoch nahegelegener Erhebungen wie Kapuzinerhauberg, Adelsberg, Bernstein, Roter Hübel, Münnich und andere. Ihre Gipfelerwicklung ist so gering, daß die schöne ruhige Kammlinie des Gebirges nicht gestört wird. Von der mittlernächtigen Seite des Adelsberges senkt sich eine nach Nordwest verstreichende Lehne herab, die von zwei fast parallel laufenden Bächen durchzogen wird. Der eine ist der Zobelbach, der andere der Strudenbach, Rainsflüßel, der im Schweinibach seine natürliche Fortsetzung findet. Diese beiden Bäche haben im Verlaufe der Zeit zwei Furchen in das Gelände gerissen, die anfangs ziemlich leicht verlaufen, dann aber zu tiefen Tälern werden.

Zwischen den Tälern ist ein Teil der Lehne als eine noch mit dem Adelsberge zusammenhängende Landzunge stehen geblieben, die nun als ein gegen vier Kilometer langer Berg Rücken erscheint, der auf drei Seiten steil abfällt und seinen höchsten Punkt im Wachhübel erreicht. Auf dem welligen Gelände zwischen dem Hübel und dem Steilabfalle des Berg Rückens breitet sich die Stadt Katharinenberg aus. Ihr Mittelpunkt ist der große viereckige Marktplatz, die einzige ebene Fläche des Stadtgebietes. Lange Gasse und Rosenberg, die vom Wachhübel herkommen, sind mehr oder weniger abfallend, die anderen Gassen, die vom Marktplatz ausgehen, haben ein sehr starkes Gefälle und einzelne Steige, die in die beiderseitigen Täler hinabführen, stehen in bezug auf Steinreichtum und Steilheit manchem Hochgebirgssteig nicht nach. Die Siedlung auf der Höhe, kurzweg „der Berg“ genannt, hat das Stadtamt, die Schule, die Kirche, das Bezirksgericht und das Postamt. Ein zweiter Teil der Stadt liegt in den Tälern und umschließt in Form eines riesigen Hufeisens den Berg. Er beginnt mit den Bachenhäusern am Fuße der Hübladung, ihnen reiht sich der „Grund“ an, eine lange Doppelreihe von Häusern an den Ufern des Zobelbaches, dessen Wasser zu industriellen Zwecken ausgenützt wird. Am östlichen Hange des Berges finden wir dann die Häusergruppe bei dem „Gasthause zum grünen Baum“ am Strudenbächlein und die vielen Mühlen, die sich im Tale der Schweinibach bis gegen Brandau hin angefüedelt haben und heute fast durchwegs Drehwerke enthalten.

In früherer Zeit hatten die meisten Häuser in allen Teilen der Stadt noch jenes alte, schöne Holzfachwerk, das den Siedlungen des Erzgebirges die reizvolle Eigenart gegeben hat. Verschiedene Brände, besonders der große Stadtbrand vom Jahre 1904 haben damit ausgeräumt. Trotzdem sind noch solche alte Fachwerkbauten erhalten, z. B. auf dem Marktplatz und in der benachbarten Steingasse, „im Glend“. An ihnen erkennen wir, mit welcher Liebe die schlichten erzgebirgischen Heimatkünstler die Häuser vor Jahrhunderten auf dem heimischen Boden emporwachsen ließen, daß sie ein rechter Heimatschmuck geworden sind. Wenn wir doch noch verstünden, was sie mit dem reichen, prächtigen Schmuck des Fachwerkes sagen wollten! Sind es alte Runenhäuser, die in ihrem eigenartig gestellten und eigenartig verbundenen Balkenwerke Kunde geben wollen von uralten, tiefsinnigen Symbolen, von dem Tun und Denken der Erbauer? Die Deutung solcher Zeichen ist bis heute noch ungeklärt, aber eins steht fest, daß das reiche Holzfachwerk nicht bautechnische, künstlerische oder ornamentale Urfachen hat, sondern einen tiefen, längst verlorengegangenen Sinn beibehält.

Die Stadtpfarrkirche zur heil. Katharina auf dem etwas höher gelegenen Kirchenplatz beherrscht das Stadtbild. Ihre Erbauung läßt sich nicht mehr feststellen, weil die Urkunden der ältesten Zeit verloren gegangen sind. Ihr vornehmster Schmuck ist das von dem Prager Professor M. Weidlich sehr schön gemalte Altarblatt, das die heil. Katharina darstellt und mit seinem hellen Schein den ganzen Raum des Gotteshauses erfüllt. Die Deckengemälde sind zwar etwas verblaßt, aber wirkungsvoll und zeigen eine tadellose Perspektive. Der fromme Sinn der Bergleute hatte die Türumrahmung der Sakristei und der gegenüber liegenden Kapelle mit Silbererzen verkleidet, doch ist diese Zier im Laufe der Zeit schadhast ge-

worden und wurde bei einer Neuherstellung der Kirche abgetragen.

Unter allen Bergstädtchen des Erzgebirges hat Katharinenberg nicht nur die eigenartigste, sondern auch die landschaftlich schönste Lage. Wie eine Festung thront die Stadt, weithin sichtbar, auf ihrem Felsenberge und beherrscht das mittlere Schweinitztal, dessen prächtigen Abschluß sie bildet. Die mächtigen Höhenzüge des Gebirgskammes und die der Abdachung angehörenden Berge legen mit ihren Wäldereien herrlichen, grünen Kranz um die alte Stadt, deren Anblick von der Kleinhauer Straße oder vom Töpfer in Sachsen aus jeden Natur- und Heimatfreund mit Entzücken zu erfüllen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Mooch'n Feterohmd



Wie's dr Dienel-Albert machet,
üm ze en Sitzplatz im Autobus ze kumme.

Von Willy Bauer.

Soog' eener, wos ar will. De Autobusse sei eene schiene Einrichtung. Doß dr Staat esu wos geschaff'n hoot, faa ne gar net huch genung aageschrieb'n war'n. Dos is de Meening vu alln Leitn un ah dr Dienel-Albert hatt' de Meening. Wie nu de Kraftwagenlinie vu B. noch D. ins Lab'n geruf'n wur, war in dr ganzn Geg'nd nár Fräd. „Do hoot dr Staat wárllich eemol ewos Gescheits gemacht“, war ne Dienel-Albert seine Red'.

Dr Albert kannt nu fá gräb'rsch Bergnüg'n, als siefch Sunntigs mit dann Omnibus ewing spazieren fahrn ze loss'n. Ar fuhr vu sen Ort bis zen End dr Linie in D., trank do á Glasel Bier un ohmds fuhr ar mit'n Omnibus wieder ehem. Dos war seine Sunntigsfräd.

De Kraftwognlinie wur überloss'n. Geds fuhr, un esu kams, daß de gruñ Wogn noch net gruñ genung warn, üm de Leit alle fortzubrenge. Do kunnt mr mannichsmol sahe, doß de Leit esu dicht anenanner soñn un standn, als wárnse neigeschicht' wurn wie de Büttling in ihre Rist'.

Ne Dienel-Albert war's nu schu á paar Sunntige hinner-nanner passiert, doß ar kenn Sitzplatz in dann Omnibus hat drwisch'n könne. Ar hatt' tratn müßn wáhrnd dr ganzn Fahrt. Sei Bald war doch fá Drack un is Tratn wáhrnd dr Fahrt war wárllich fá Genuß, wenn mr, wie dr Albert, Hühneraang hoot.

Lang simeliret un überleget dr Dienel-Albert, wie ar's ahdrehe kunnt', üm zu enn Sitzplatz im Autobus ze kumme.

Endlich hat ar's. Wie dr liebe Gott wieder Sunntig warn ließ, machet dr Albert eene Stund eh'r vu drham fort wie sunst. Ree Mensch vu sen Leitn wußt, wu ar hiemachet.

Su ging dos etliche Sunntige. Nocher's ober kam's raus. Dr Albert lief vu drham wag de Stund noch B., dr Ausgangstatiu dr Autobuslinie, seket siefch dort nei in dann Wogn schie ans Fanstr naa un hatt' sen Sitzplatz.

„Mr muß siefch nár ze halfn wiss'n!“ war seine gescheite Red'.



Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

Im Kapitel 4 heißt es nun weiter:

Dazu kommen soviel grimmige reißende Tiere, die sich in einem so alten und rauhen unbewohnten Waldgebirge unzählig vermehrt, sich untereinander selbst die Hälse gebrochen, niedergerissen, gefressen und aufgerieben, vor deren Grimm, Naschen und Fressen man weder von wildem Obst noch von Vogel-, Heidel-, Hind-, Preußels- und andern Beeren das Geringste behalten können, die wilden Ragen, Marder, Wiesel, Haselmäuse, Fischottern, Eftisse und so viel Arten der wilden Stoß- und Raubvögel, Ottern, Schlangen, Molche und andere Ungeziefer, dadurch die Erdgewächse befreissen, begehrt und vergiftet worden, zu geschweigen. Davon sind dann vieler Berge und Hölzer Namen entsprungen als auf den Lautersteinischen Wäldern: der Drachenwald, der Rabenberg, die Dachslocher; auf des Crottendorfschen Oberförsters Revier: die Bogelleite, die Hirsch- und Auerhahnpfalz, der Sä- und Bärenfang, der Lachs- bach, der Tier- und Säugarten; in dem Grünhainischen Revier: der Bärenacker, der Fuchs- und Wolfsstein; auf dem Lauterischen Revier: das Wolfslager, die Dachslocher, der Hirschstein, das Habichtsbüschel, die Bärenstallung, der Wolfsgarten, der Rabenberg, die Drachenleite, sonst die Bärenlag, die Sauwiese, der Hirschberg, der Bärenstein usw. Was soll ich sagen von den weiten und breiten, ungeheuren, hohen und aneinanderhängenden rauhen und unsicheren Wäldern, tiefen Tälern, furchtamen Gründen, Stidelgehegen und graufenden, unheimlichen Strecken, darinnen die bösen Geister und monströse Teufelslarven gespuht und ihren Tummelplatz gehalten, unter abenteuerlicher Gestalt der Schlangen und großen Würmer, Bären und Wölfe jedermann Schrecken und Furcht eingejagt? Daher führen noch der Teufels- und Höllengrund, das Höllbächel, die Drachenleite, der törichte See, die Teufelssee, die Höllwiese, der Teufelsstein und -brunn ihre Namen. Zumal hat auch auf einem so weitläufigen, wilden Gebirge der Mangel der Sicherheit und Pässe viel Jammer und Unglück gestiftet, und bei so vielfältigen feindlichen Ein- und Ausfällen, Massakrieren und Schlachten der alten böhmischen und meißnischen Völker sind soviel Hunderttausende ermordet worden, wie etliche Orte als der Streifknochen, der Kriegwald, die Hundsmarter, der Hundsrücken (von den Hunnen!) der Geräderte Mann, der Haderwinkel, das Raupennest genugsam andeuten. Die Einsamkeit selbst in einer so ungeheuren, unbewohnten Wildnis, erweist, daß dieses alte Gebirge fast allen fünf Sinnen des Menschen entgegen und verdrüsslich gefallen. Da ist auf viel Meilen weit und breit über Berg und Tal kein Muttermensch etliche und mehr tausend Jahre lang anzutreffen gewesen, der einem Irrenden hätte zugerufen und ihn zurecht gebracht. Da hörte man nichts als der Raben Rappen, der Bären Brummen, der Wölfe Heulen, der Hirsche Börlen, der Füchse Bellen, der Auerhähne Balzen, der Ottern Zischen, der Frösche Quaken und Rufen, das machte einen Reisenden so lustig, als hätte er Fliegen- schwämme und Krähn gefressen. Das waren damals die Lauten, Zithern, Violon, Posauern, Trompeten, Zinken, Flöten, Schalmeien, Bassgeigen, Trommeln, Heerpauken, Sackpfeifen, Orgeln, Glocken und musikalischen Waldinstrumente, die unter dem Säusen der Winde, Gerülle der Donner, Gebrülle der Bestien, Geschnatter der Enten, Geächze der Hohlkrähen, Uhuhen der Eulen, Scharren der Schnärer, Geschrei und Geschwirr der Buchfinken, der Quäcker, der Zippen, der Schnep- pen und anderer Vögel eine gräßliche Harmonie gegeben.

Noch heutzutage gilt die Erfahrung, daß der rauhe und wilde Anblick dieses obwohl nunmehr angebauten, volkreichen Gebirges dennoch einigen durchreisenden Fremden und Ausländern ein Grauen gemacht. Dr. med. Johannes Salsanus, ein Oesterreicher, dedizierte 1507 dem Rat zu Annaberg ein „carmen heroicum“, darinnen er bekennt, er habe den uner- meßlich wüsten und großen Harz- und Schwarzwald, auf dessen

Gebirgen die Stadt Annenberg gegründet, durchreist und sich gewundert, daß die Stadt innerhalb zehn Jahren mit Mauern, Wällen und Gräben wider der Feinde Anfälle sowohl auch mit so herrlichen Häusern erbaut, mit Ratsverwandten und bürgerlichen Rechten versehen und von einer so volkreichen Gemeinde bewohnt worden. Er habe die Historien gelesen, auch selbst viel Städte gesehen bei unterschiedlichen Nationen und gemerkt, daß alle auf gutem Grunde oder auch an schiffreichen Wassern, an gesunden Orten, da Luft und Himmel es gütig erachtet, da Handel und Wandel kann getrieben werden, erbaut sind. Diese Stadt sei auf einem wilden, unfruchtbaren Boden, in Bergen und unter rauhem Himmel angelegt, da vormals Herzog Georg unter lauter rohem Walde viel hundert Stück Bären, Hirsche, Wölfe und andere wilde Tiere gejagt, und niemand vermeinet, daß daselbst eine Stadt sollte angelegt werden. 1578, den 4. Mai, wurde in Neustadt-Wiesenthal begraben ein Mann von Erfurt, genannt Gregorius Tobias, der aus dem Kaiser-Karlsbad krank zurückgekommen und in besagtem Wiesenthal in Hans Rosenkranzens Gasthof die Schuld der Natur bezahlen müssen, ungeachtet daß er in seiner Hinreise sich über diesen rauhen und kalten Ort beschwert und gesagt, er wolle sich in Wiesenthal nicht tot wünschen. 1631, den 20. Mai, war zum breiten Brunnen, einem sehr kalten, ungestümen und unfreundlichen Orte der Schulmeister Oswald Klügel, ein Erulant, den sein Bruder von Peterhom aus Böhmen besuchte. Dieser sah die Rauhgkeit des Ortes, die Wildzäune, die geringen Häuser mit Verwunderung und sagte: „Mein Gott, Bruder, du bist an einem wilden Orte; sieht man hier doch nichts als Berge und Wälder, Wasser und Höhen. Was macht ihr mit so vielen mühseligen Zäunen? Müßt ihr in diesem Bären-, Schwein- und Wildlande nicht elende Leute sein? Armselig Korn eßt ihr und müßt dazu noch wachen, daß ihr's behaltet, und in solcher Kälte halb erfrieren. Ei, wollt ich mich doch hier nicht tot wünschen! Lieber, wo geht hier doch die Sonne auf? Es ist die Wahrheit, ich könnte hier nicht bleiben!“ Es sind noch nicht zwei Jahre verfloßen, da Friedrich Wilhelm, der gloriwürdige Kurfürst von Brandenburg, über das Gebirge nach Karlsbad gereist, und zwar gegen Johannistag, da gleichwohl am Fichtelbergischen Schlachten- und Kerlgebirge noch einiger Schnee lag, auch eben den Tag, da der Durchzug in Wiesenthal geschah, eine ungemeine Kälte einfiel, daß sich unterschiedliche kurfürstliche Bediente heftig verwundert und mit großem Unwillen gesagt: „Wat die Tübel macht ih Lüte in dem wilden kalten Orte? Steckt dat Lumpennest mit Füer an und kommt in mins Hern Land!“ Dies alles wird noch glaubwürdiger erwiesen sein, wenn wir die Rauhgkeit des Gebirges mit vielen Exempeln der grausamen Windstürme, kalten Frostnebel, stinkenden Dämpfe, kurzen und kalten Sommer, harten und langen Winter u. dergl. unfreundlicher Witterung werden angeführt haben.

Im übrigen hat man in dem wilden Gebirge vorzeiten weder zu brocken noch zu beissen gefunden. Wildbret und Vögel waren ohne Gerät, Kunst und Hilfe schwerlich zu fangen, Schwämme und süße Beeren wurden vom giftigen Ungeziefer begehrt und vergiftet, auch von Bären und Vögeln abgefressen, Holzäpfel, Bucheckern und Wurzeln von Schweinen aufgezehrt, ganze Wälder und Wiesen umgeackert. Hatte ein Reisender kein Brot im Ranzen, so mußte er da lange auf Semmeln warten und durfte sich des Verlangens nach süßem Obst, Melonen, Trauben und dergleichen delikaten Früchten nur kühnlich entschlagen. Die von hungrigen Bären umgerissenen wilden Bienenstöcke, die blutigen Wolfsrisse, die kämpfenden Mordhirsche, das giftige Gechmeiß, welches auch die frischen Quellen infiziert, die brausenden Gewildnäsi, der furchtsame Widerschall der brüllenden Bestien haben mehr Schrecken zur Flucht als Appetit zum Essen und Ergöhllichkeit zum Berharren verursacht. Kalte Nebel, stinkende Dämpfe, giftige Bergwitterung, bodenender Gestank von Hirschbrunst, Wölfen und Bären, verfaulte Wildsäse, Harz und Vogelmist geben schlechten Balsam, Herz und Hirn zu erquicken; vielmehr ist den Reisenden die Empfindlichkeit durch Furcht und Schrecken, sonderlich durch harte, unerträgliche Mordfröste gar entgangen.

(Fortsetzung folgt.)



Bilder aus aller Welt



25 Jahre Paul Müller'sche Unternehmungen in Annaberg.

Am 3. November d. J. vollendet sich ein Vierteljahrhundert, seit der weit über Annabergs Grenzen hinaus bekannte Anna-

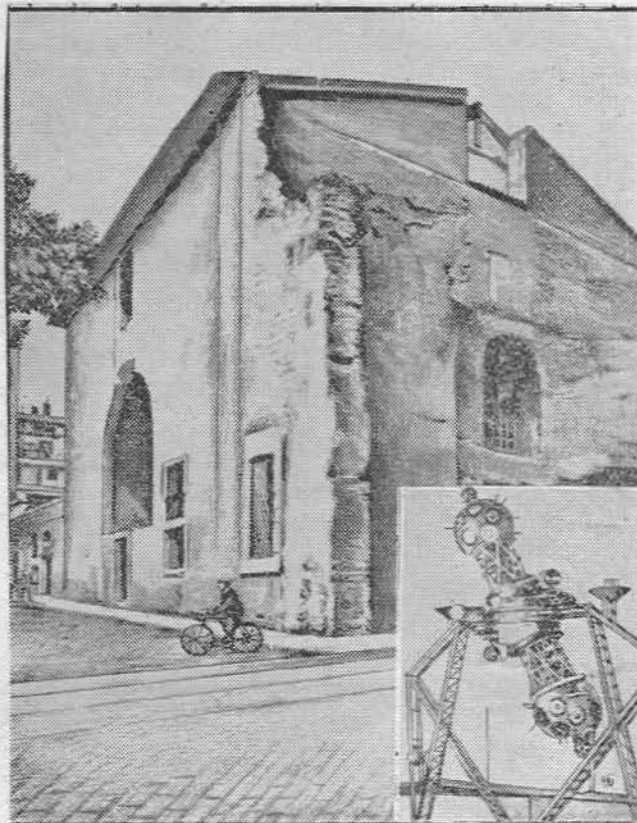


berger Festhallen- und Reglerheim-Wirt Paul Müller seine Unternehmerlaufbahn begann, durch die er der Pöhlbergstadt eine stattliche Reihe großstädtischer, hervorragender Vergnügungs-, Kongreß-, Hotelstätten usw. usw. schuf, die auch das Verkehrsleben Annabergs wesentlich förderten. Ueber den Lebenslauf Paul Müllers und den Werdegang seiner Schöpfungen hat die „D. Z.“ gestern bereits in ihrer Tagesausgabe eingehend berichtet.

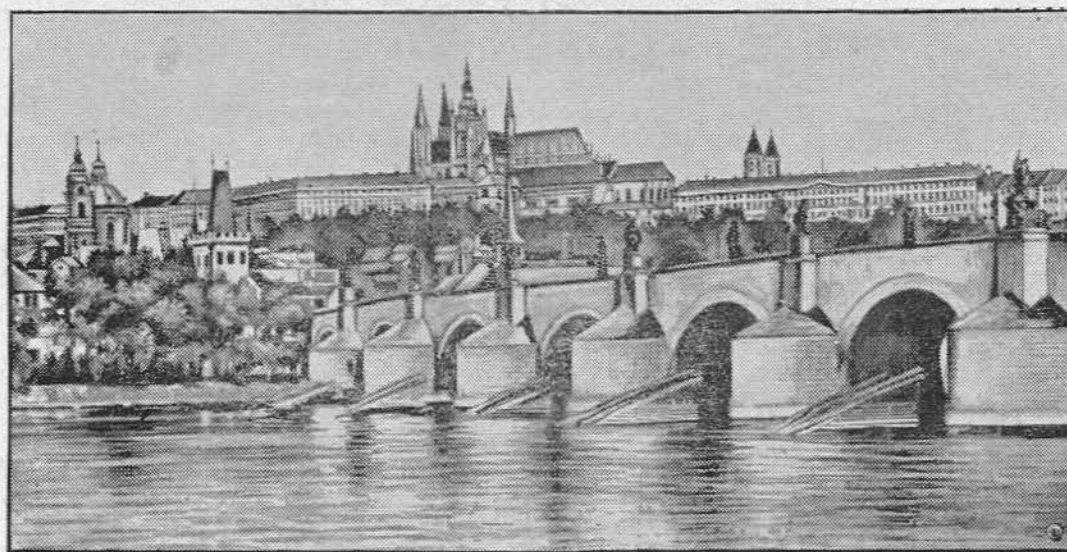
Ein Triumph deutscher Technik.

Die Eröffnung des römischen Planetariums.

Das Planetarium ist in der Aula Magna der Diokletianischen Thermen untergebracht, die zu diesem Zweck restauriert wur-



den, ohne daß dabei das alte Monument in seiner Struktur angetastet worden ist. An der Kuppel der monumentalen Aula wurde unter großem Beifall des erlesenen Publikums der Sternenhimmel in allen seinen Phasen dargestellt, wie er sich am Morgen des 28. Oktober 1922 in Rom bis zu seinem Erlöschen zeigte. Die Apparate des Planetariums hat die Firma Zeiß in Jena geliefert. Unser Bild zeigt den alten Minervatempel, in dem das Planetarium eingebaut worden ist. In der rechten Ecke unten das Hauptinstrument im fertiggestellten Raum.



Zehn Jahre tschecho- slowakische Republik

Die Feier ihres zehnjährigen Bestehens konnte am 28. Oktober 1928 die tschechoslowakische Republik begehen. Unser Bild veranschaulicht eine Ansicht des Prager „Hradschin“, des Sitzes des tschechoslowakischen Präsidenten u. der Ministerien.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Rhön

Ist die Rhön nicht besser als ihr Ruf?
Basaltkegel und Bergkuppen. Der Kreuzberg.
Rhönbauern, ihre Art und ihre Arbeit.

Die Rhön / Von Karl Straub

Rhön! Das Wort weckt in vielen die Vorstellung des Rauhen, Unwirtlichen. Wer das „Waldgebirge“ — so haben andere den Namen des Berglandes gedeutet — das im Herzen Deutschlands liegt, eingebettet zwischen Thüringer Wald und Vogelsberg, umspielt von Saale und Sinn, von Werra und Fulda, nach veralteten Ueberlieferungen beurteilt, der mag es auch ferner meiden. Die Bequemen werden vielleicht an den grauen Lavamauern, an den basaltischen Regeln und Domen, an den samtenen Huten und Matten der Rhön achtlos vorübergehen. Andere werden kommen, mit hellen Augen und offenen Herzen.

Die Geographen bezeichnen die größte Längenausdehnung der Rhön von Gemünden im Südwesten bis Vacha im Norden mit 90 Kilometern; die größte Breitenausdehnung von Fulda im Westen bis Meiningen im Osten mit 50 Kilometern. Sie sprechen von einer südlichen waldreichen, einer mittleren langen oder hohen, und von einer nördlichen kuppenreichen Rhön mit etwa 3000 Geviertkilometern Fläche, von rund 200 000 Menschen bewohnt. Preußen und Bayern, Hessen und Thüringen teilen sich in den Besitz, der ehemals von Chatten, Hermunduren und Franken besiedelt war.

Wildreiche Buchenbestände und geheimnisvolle Eichenforste weist der südliche Teil der Rhön in großer Zahl auf. Ihnen verdanken die Heilbäder Rißingen, Bocklet, Brückenau und Neuhaus a. d. S. ihre hohen landschaftlichen Reize. Dort erheben sich die sagenhaften „Schwarzen Berge“, dort finden wir mitten im Salzforst, ehemals kaiserliches, später fürstbischöflich würzburgisches Jagdgebiet, den zweithöchsten Berg der Rhön, den 923 Meter hohen Kreuzberg, der seiner umfassenden Aussicht und seines gastlichen Franziskaner-Hospizes wegen am meisten besucht wird. Tausende von Wallfahrern pilgern alljährlich zu der Stätte, von der aus St. Kilian

mit seinen Gefährten Kolonat und Totnan die christliche Lehre über das Frankenland verbreitete.

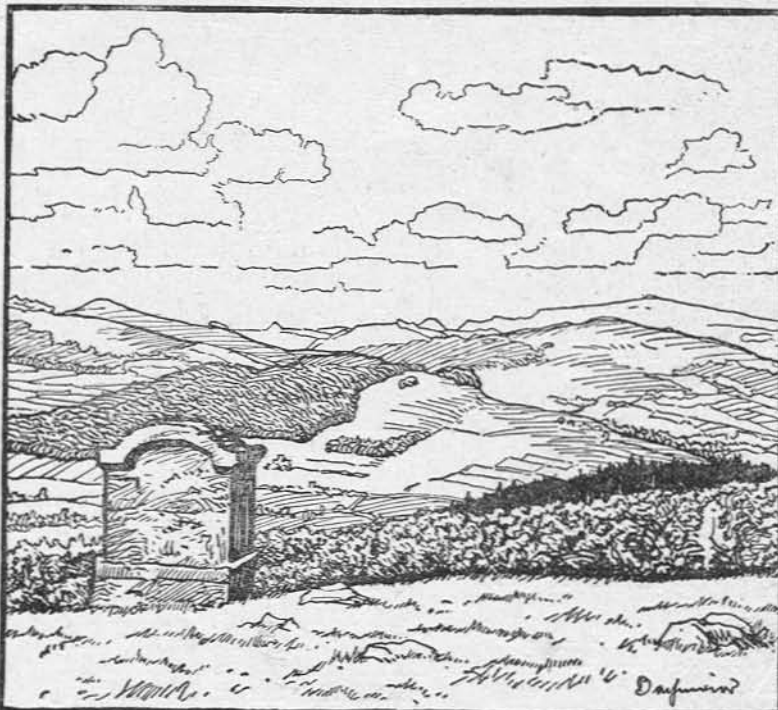
Je weiter wir in das Innere hohen Rhön wandern, etwa bis

des Gebirges zur mittleren oder zur Wasserkuppe (950 Meter), dem höchsten Punkte der Rhön, umso mehr ballen und drängen sich die Massen der Berge zusammen. Dann gleichen die vielen Gipfel einer in die Enge getriebenen Herde. Hier nun entfaltet die Rhön ihre ganze entzückende Eigenart. Die Wälder treten zurück und beschränken sich mehr auf die Hänge und Niederungen. Vorhauptsächlich stehen die massigen Gipfel der Wasserkuppe und des Heidelsteins; andere tragen noch einige Waldsegen, Haarlocken gleich, andere haben die Stirne frei und zeigen das Antlitz offen, männlich umrahmt von Busch- und Baumwerk. Des Feuers Gewalt formte manche Gipfel zu breiten Massen von fargähnlicher Gestalt (Milsburg 832 Meter), andere rundete es zu Kuppen und Regeln.

Auf der Hohen oder Langen Rhön lagert jene schwermütige Einsamkeit, die nüchterne Menschen Trostlosigkeit nennen und sie darum fliehen. Doch lebendig ist's hier oben, nicht nur um die Heuerntezeit, wenn fleißige Rhönbauern am frühen Morgen

aus den weißen Zelten kriechen und mit frohem Sang ihr hartes Tagewerk beginnen, sondern auch dann, wenn Wotans Heere über die Moore jagen, wenn Nebelfrauen aus den Tiefen steigen, ihre Reigen aufzuführen, wenn der Sturmwind durch die Wetterbüchen faust und zum gespensterhaften Tanze aufspielt.

Und bunt ist diese Einsamkeit. Rostrot und dunkelbraun hat sich das Heidekraut gefärbt in vielen Jahren, tiefdunkles Wasser hat sich gesammelt, hat das Wurzelwerk der Gräser und Kräuter zerfressen und Moore gebildet. Rotes Moor nennen die Rhöner das eine. Weithin schimmert seine schwammig aufgequollene Masse. Die



Blick in die Rhön vom Kreuzberg, rechts Wasserkuppe

Thomas Bachmeier

Rinden der Birken, die vereinzelt stehen, leuchten weiß; dunkelgrün scheinen die verwachsenen Kiefern, schwärzlich die schlanken Wacholder. Es ist kein Bild, das fröhlich stimmt; aber eines, das man nie vergißt, das tief ergreift mit seinem Ernst und seiner Innigkeit an schönen Tagen.

Schwarzes Moor heißt das andere. Dort ist die Stimmung noch ernster, geheimnisvoller. Die weite Fläche schimmert dunkelbraun. Der Abendsonne Purpurstrahlen senken sich auf die Wasser der „Mooraugen“, kleiner Seen, die hinter Ginster und Heidelbeersträuchern, verkrüppelten Birken und Wacholderbüschen herübergrüßen. Metallisch dunkel schimmern die Linien der Abflußgräben, an deren Rändern Sumpfpflanzen sprossen. Das Wollgras wiegt seine weißen, seidnen Büschel im Winde; es meckert die langschnebelige Bekassine und der Kiebitz ruft. Sonnentau und Fetthennie schmarozen auf dem vollgeaugten Moose und schlanke Libellen huschen surrend hin und her.

Das versunkene Dorf im Roten Moor

Von Karl Straub

Von Bischofsheim führt eine Staatsstraße über den Kamm der Hohen Rhön nach Wüstenjachsen. Auf dieser steige ich bergan. Felder und Wiesen, hie und da von malerischen Baumgruppen unterbrochen, dehnen sich rechts und links des Weges aus. Soweit es die Höhenlage erlaubt, fassen ihn Obstbäume ein; wann treten Vogelbeerpflanzen an ihre Stelle.

Die beträchtliche Steigung zwingt zum „Verschnaufen“. Ich wende mich um und genieße ein entzückendes Bild: drunten im grünen Brendtale das Städtchen mit seinen roten Ziegeldächern, dahinter das mächtige Massiv des dunklen Kreuzberges, rechts aus dem Fichtenwald hervorliegend die Ruinen der Osterburg und ganz in der Nähe die weiten Wiesenflächen des Himmelndunkberges.

Je höher das Land steigt, desto mehr nehmen Feld und Wald ab. Große Weideländer, mit gewaltigen Basaltblöcken besät, und dichtes Buschwerk treten an ihre Stelle. Rinder- und Ziegenherden lassen sich wohl fein beim würzigen Graze der Bergwiesen und bei den zarten Trieben der Buchenhecken. Ganz oben auf der Höhe, da teilt sich die Straße. Ein Arm des Wegweisers zeigt über Mosbach nach Gersfeld. Schlanke, nach der Wetterseite geneigte Ebereschenbäume, reich mit Fruchtanfängen behangen, lassen die Richtung der Straße auf der Hochebene weithin verfolgen. Der andere Arm weist über das Rhönhäuschen hinweg nach Wüstenjachsen.

Im Vorwärtsschreiten geht's über sumpfige Stellen hinweg. Und nun befinde ich mich am Roten Moore, das eine Flächenausdehnung von annähernd 40 Hektar hat.

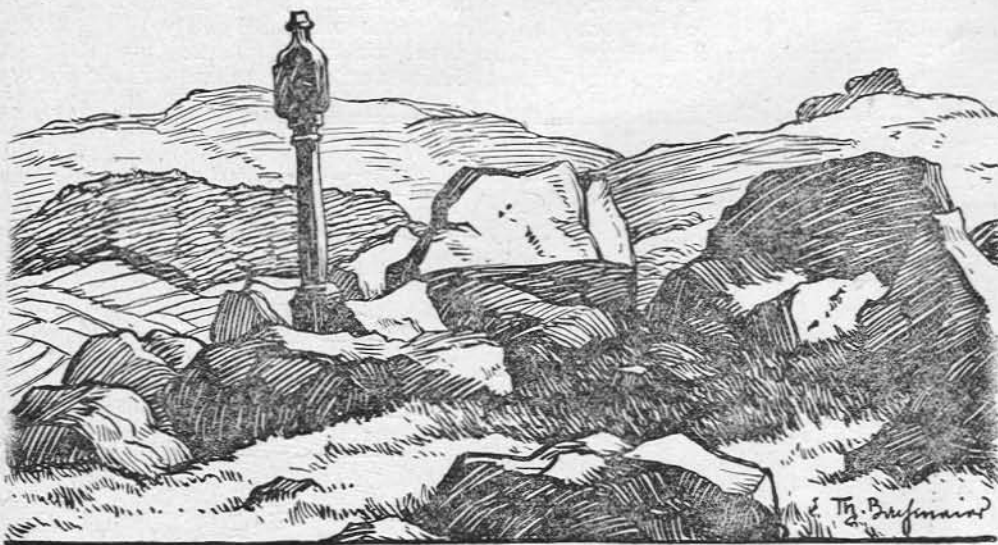
Der Sage nach sind am Roten Moore mehrere Dörfer verschwunden. Von diesen nennt Dr. Jäger in seinen Briefen über die Hohe Rhön Frankens — erschienen im Jahre 1803 — den Ort Poppenroda, von dem man in der ganzen Gegend allerdings keine Spur seines ehemaligen Daseins findet. Dieser Umstand veranlasse die Rhöner zu glauben, jene zur Nacht erscheinenden Lichterchen auf der Oberfläche des Moores seien die Geister der Mädchen, die mit diesem Dorfe verschwunden sind. Diese Entzündungen würden darum nur Moorjungfern genannt.

Der Volksmund hat hierüber folgende Sage überliefert: „Vor urdenklichen Jahren verjank am Roten Moor ein großes Dorf, weil die Einwohner wie die zu Sodom und Gomorrha von ihrem argen sündhaften Leben nicht ablassen wollten. An die Stelle des

Wie riesengroße Maulwurfshügel auf grünen Wiesenmatten, so sitzen die Berge der nördlichen, kuppenreichen Rhön, basaltene Regel auf roten Sandsteinplatten, in der talreichen, wohlbebauten Landschaft. Ihrer neun als die vornehmsten bilden das „heffische Regelspiel“ und die Kugel dazu, die Milseburg, liegt nahe dabei. Der Ochsenberg bei Bacha schließt den Kranz als nördlichster Vorposten.

Gegen die Berra zu haben sich riesige Sandsteinplatten an einzelnen Stellen gesenkt. Wasser füllten die Einbruchstellen aus und so entstanden jene prächtigen, waldumsäumten Seen, die der Volksmund „Kutten“ nennt.

Am Rande eines Parkes liegt die kleine, tiefe, grünlich schimmernde Röhldorfer Kutte. Eichen und Buchen, Birken und Erlen schützen an der Bernshäuser Kutte das Reich neckischer Kobolde, lockender Nixen und Elfen. Und am Schönlake halten einige alte, wetterharte Buchen treue Wacht, daß keine Herdenwanderer den heiligen Frieden in diesem hehren Winkel der Rhön stören.



Auf dem Himmelndunkberg in der Rhön

Th. Bachmeier

Ortes trat nun ein unergründlicher, tiefer, schwarzer See, der nach und nach bis auf die wenigen Löcher von einer dichten Moordecke überzogen wurde. In der Tiefe des Moores jedoch ist das Leben noch nicht erloschen, denn wenn die Bewohner des versunkenen Ortes nach ihrer Kirche eilen und nunmehr reuevoll dort um Erlösung beten, dann braust es im Moore gewaltig, und schwarzes, schlammiges Wasser gährt aus den sogenannten Teichen. Auch haben manche, die sich am Rande des Moores niederlegten, zuweilen

noch die Turmuhr schlagen und die Hähne aus der Tiefe krähen hören. Nur drei Jungfrauen aus dem versunkenen Orte war es gestattet, zuweilen aus dem Moore emporzukommen. Sie wurden in der Umgegend die Moorjungfern

genannt und kamen regelmäßig zum Kirchmestanz nach Wüstenjachsen. Als sie aber dort einmal über die Zeit zurückgehalten wurden, verließen sie traurig den Tanzplatz. Am andern Morgen war einer der erwähnten Teiche blutrot gefärbt. Die Moorjungfern hat seitdem keiner wieder zu Wüstenjachsen beim Kirchmestanz sehen können. In nächtlicher Stunde schweben nun noch die Seelen der Versunkenen als Irrlichter auf dem Moore.

drei Moorjungfern mit denen der andern dort

Im engsten Zusammenhange mit dem verschwundenen Dorfe Poppenroda steht der Ort Moor, von dem Dr. Jäger in seinen Briefen zu berichten weiß: „Da ich am Roten Moore weiter gegen Osten hinging, stieß ich, nicht weit von diesem Sumpfe, auf Ruinen ehemals hier gestandener Gebäude, so wie ich auch dabei eine Linde antraf, die aber ihrem Untergange nahe ist und die Moorlinde genannt wird.“

Nach eingezogenen Nachrichten stand auf diesem Flecke das Dörfchen Moor, das noch im Jahre 1576 von 16 Nachbarn bewohnt wurde, und das zur Vogtei des Herrn von Weyers gehörte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es zerstört und nachher nicht wieder aufgebaut. Ich brach Stücke Kalk von den Ruinen ab, um sie zum Beweise eines hier gestandenen Dorfes vorzulegen. Mich wundert nicht, wenn Menschen in dieser einsamen Gegend, die besonders zur Winterszeit äußerst unangenehm traurig und gefährlich ist, keine stete Wohnung aufschlagen mochten und das Tal der Höhe vorzogen. Aus dieser Ursache gingen ihnen auch andere Wohnungen in der Gegend ein, wovon die Sorgenhöfe und Grumbach hinter dem Wüstenfelde redende Beweise sind.“

Auf dem Kreuzberg

Skizze von Kar Straub-Würzburg

Wir sitzen auf einem der Basaltblöcke, die oberhalb des Klosters den abschüssigen Hang überdecken. Die Täler sind noch mit dichtem Nebel bedeckt, der Wald, der das Kloster im Halbkreis umschließt, ist von einzelnen Nebelstreifen durchzogen, die sich hartnäckig an die Baumwipfel anklammern. Verlassen sie diesen Zufluchtsort, dann faßt sie der scharfe Wind, der über die baurlosen Hänge hineinstreicht und treibt sie, wie der Bettelvogt ein paar aufgegriffene Landstreicher, vor sich her, um sie an den Mauern des Klosters zu zerteilen. Das Klosterlein und die Kirche mit dem Dache aus grauen Holzbrettchen liegt noch still und menschenleer; im Klostergarten hantiert der Bruder mit dem Servital, um große Körbe voll Gemüse

in die Küche zu schicken, während der Bruder Gärtner noch ein paar erst in dieser Nacht zur Blüte gekommene Blumenstöcke zum Schmucke des Altars beischleppt, die er im Treibhaus entdeckt hat. Noch halten die kleinen Glöckchen, die im spitzen Türmlein hängen, ihre Morgenruhe, denn die einzelnen Gruppen, die da und dort aus den Waldpfaden herauskommen, ziehen lang- und klanglos ein. Bald aber beginnen sie ihre Tätigkeit, wenn die weißen Chorröcklein der Ministranten und die hochroten Fähnlein durch die Bäume schimmern und vielstimmiger Gesang oder Blechmusik aus dem Walde schallt. Und sie ziehen sich nun, langsam und allmählich heraus — die dunklen Reihen der „Mannslüte“, den Geistlichen in ihrer Mitte, dann die bunten Reihen der „Weibslüte“, die mit aufgeschürzten Röcken und den Kober am Arme daherkommen. Von einem Pater eingeholt, zieht singend eine Prozession nach der andern in die Kirche ein. Zehn und noch mehr solcher Züge kommen in kurzen Zwischenräumen, denn auf drei Stunden Umfang wallfahrten alle Rhöndörfer an hohen Festtagen zum Kreuzberg. Die Kirchenmauern sind reich geschmückt mit den daran gehefteten großen und kleinen Fahnen; vorne auf dem freien Plage drängt sich eine bunte Volksmenge um die aufgeschlagenen Buden. Sind Wallfahrer von weiter entlegenen Orten am Vorabend angekommen, dann sind hauptsächlich die Erfrischungsbuden umlagert; die ganze Speisekarte besteht aus Brot und Wecken, Wurst und „Schwarte-gönder“, manche setzen „a Wörstje“ drauf, die meisten aber suchen die tiefer liegenden Klosterräume auf, um von dem vielbeschäftigten Bruder Bräu, dem am Bierbanzen schaltet, einen Krug Bier zu erhaschen, mit dem sie sich in einen Winkel des Ganges oder in die geöffneten weißgetünchten Stuben zurückziehen. Dort verzehren sie dichtgedrängt ihr einfaches Abendmahl, unterhalten sich noch einige Stunden abwechselnd mit Plaudern, Beten, Singen, bis sie ermüdet den Kopf auf den harten Tisch niederlegen zu einem kurzen Schlummer, wenn sie sich nicht in den oberen Gängen auf den Boden setzen, der Rücken an die Wand gelehnt. Viele suchen daselbe unbequeme Lager in den Stühlen und an den Wänden der Klosterkirche.

Am Morgen des Festtages haben mehr die anderen Buden ihren Zulauf; denn jeder Wallfahrer sucht den Daheimgebliebenen ein Andenken mitzubringen, ein Bild, eine Medaille oder Zuckerwerk den Kleinen; auch manches Zuckerherz mit dem üblichen Liebes-sprüchlein wird vom jungen Volk erworben, und noch lange liegt das Keimlein zu Hause im schmucklosen Nähkästchen, während das Herz, das zuckerne, schon lang vernascht ist. Die Zeit vor dem Hauptgottesdienste wird häufig von den Wallfahrern dazu benützt, um die Stationen zu besuchen. Lange Züge sind es, aus denen die buntfarbigen Kopfthücher in den verschiedensten Schattierungen von glänzendem Weiß bis zum düsteren Schwarz hervorleuchten. Dann sieht man auch einzelne Gruppen auf der rasigen Hochfläche dem Naturgenuß sich hingeben, d. h. sie zeigen und erklären sich die

Gegend ringsum, wobei es zwar an geeigneten Worten, aber wohl nicht an dem Gefühl der Bewunderung und an Verständnis der Naturschönheiten fehlen wird.

Gegen 9 Uhr aber kommt Ruhe und Stille in die tausendköpfige Menge. Die letzte Prozession ist angekommen, die Glöcklein rufen zum Gottesdienste. Bis weit hinaus unter dem Schatten der Buchen stehen die Andächtigen. Wie beim Seespiegel nur die äußersten Wellen mit leisen Plätschern an das Ufer schlagen, während die ganze große Fläche lautlos daliegt, so sind es auch hier nur einzelne, weiterhin zerstreute Gruppen, welche noch unnützes Plaudern in die Andacht mischen, oder es sind die Franktireurs einer Wallfahrt, die

Bubenscharen, die sich außen herumtreiben. Der Gottesdienst ist zu Ende und das vorhin geschilderte Schauspiel der kausenden, plaudernden und essenden Menge wiederholt sich, aber noch lauter, lebendiger, bunter geht es zu. Die Buden mit Eßwaren und die Schenkstellen im Kloster sind förmlich belagert; selbst der frische Born, der umsonst seinen Trank spendet, hat zahlreiche Gäste; es sind die Armen und die Alten, welche nicht im Stande sind, an der Schenke sich durchzudrängen oder zu zahlen.

Kaum eine Stunde nach dem Gottesdienste beginnt der Heimweg in einer Weise, die schon manch poetisch oder künstlerisch angelegtes Gemüt entzündet hat. Auf dem freien Plage stehen zu Duzenden die kleinen und großen Fahnen-träger, und ihre stolz gehaltenen Fahnen leuchten in allen möglichen Schattierungen von rot und blau. Außen wird noch in aller Eile gekauft und gefeilscht, drinnen singt man bereits den letzten Segen. Und nun wälzt sich die ganze Menge heraus, ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Trachten; vielleicht sechs Musikbänden begleiten das Lied, das aus tausenden von Kehlen erschallt. Sofort teilt sich auch der gewaltige Strom in zwei Arme; die einen ziehen gerade aus, die andern biegen um die Kirche und ziehen gegen Osten. Noch wenige hundert Schritte, und wieder teilen sich die Massen zwei- und dreifach; je öfter die Teilung, desto mehr Ordnung kommt hinein, so daß sich auch schon die zwei

üblichen Reihen bilden. Schon sind einige voraus, andere zurück, und nun wogen in dem Waldkeßel der Hall- und Widerhall, das langsame und schnellere Zeitmaß, die fünf- und sechsfach geteilten Musikklänge durch- und gegeneinander, als wie wenn im raschesten Wechsel die Wogen verschiedener Seeufer gegeneinander stürmen. Die einzelnen Prozessionen verschwinden im Walde, noch immer leuchten die weißen und roten Tücher durch die Bäume, noch lange trägt der Wind die Schallwellen an unser Ohr, bis sie gleich einem sanften Windesäuseln verklingen.

Zu unseren Füßen aber wimmelt's noch wie in einem zerstörten Ameisenhaufen. Jeder erwischt noch, was er erwischen kann, einen Trunk Bier, ein letztes „Wörstje“, einen Wallweck und eilt dann mit langen Schritten seiner Prozession nach. Die Händler packen eilig zusammen und folgen der großen Heermasse, noch immer kommt ein Nachzügler aus dem Kloster und Wirtshaus, aber ohne sonderliche Eile, da er sie doch nicht mehr einholen kann. Aber kaum eine Stunde — und der ganze Platz liegt still und lautlos da, Scharen von Vögeln tummeln sich zwischen den Buden, um die Brosamen aufzuleben. Drinnen aber im Kloster sitzt eine kleine Schar von Gästen: der Rhönsänger etwa mit ein paar Rhönwanderern, an denen es zur Sommerzeit keinen Tag fehlt; einige geistliche Herren und Lehrer, die keinen Dienst bei der Prozession haben und einige geistliche Väter und Mütter, das sind jene Bauerleute, welche die terminierenden Brüder beherbergen und verpflegen und die sich deshalb auf dem Kreuzberge besonderer Aufmerksamkeit erfreuen.



Kreuze auf der Kreuzbergkuppe in der Rhön

Thomas Bachmeier

Heuernte auf der Hohen Rhön

Die Heuernte auf der Hohen Rhön ist eine besondere Sache. Die ausgedehnten Wiesenflächen auf den waldlosen Höhen, die „Huten“ oder „Tristen“ werden nur einmal gemäht. Anfang Juli ziehen die Mäher aus den umliegenden Dörfern mit Sensen, Rechen, Kochtöpfen, einer Korbflasche mit Branntwein und der unentbehrlichen Tabakpfeife auf die Hohe Rhön und in die Heumagd. Es ist ein stundenlanger Weg, und 3–4 Wochen bleiben die Leute auf der Höhe. Mit Musik geht es auf die Berge. Einer bringt eine Klarinette mit und fängt plötzlich zu spielen an; eine Trompete setzt ein, ein Flügelhorn, eine zweite Klarinette, ein Bombardon kommt dazu, und unter den Klängen der „Kapelle“ schreitet die Arbeiterschar höhenan.

Aus dem buntfarbigen Wiesenland, wachsen die weißen Zelte empor, unter welchen die Heuer nach getaner Arbeit rasten und nachts schlafen. Beim ersten Morgengrauen erschallt von einem Zelte aus

der Weckruf. Fröhlicher Gesang würzt die harte Arbeit. Wie köstlich schmeckt zum Frühstück die vor dem Zelte gekochte dampfende Suppe, und wie wohl tut eine kurze Rast in der heißen Mittagszeit! Am Abend, bevor das Lager unter dem Zelte aufgesucht wird, erschallt noch manche fröhliche Weise der Musikanten, hallt noch manches ergreifende Volkslied der Sängerinnen und Sänger über die duftenden Wiesenflächen, und der sanfte Wind trägt die Weisen hinab in die Täler, wo für Wochen nur Greise und Kinder „hausen“, d. h. das Haus hüten und die notwendigen Arbeiten verrichten.

Das Einfahren des Heues ist ein Fest. Mit Bergblumen wird die letzte Fuhre geschmückt, die Kühe tragen buntfarbige Kränze, und unter den Klängen der Musikkapellen und dem Gesange der Heuer erfolgt der Einzug in die verschiedenen Dörfer.

(Aus: „Rhöner Land und Volk“, Heimatbüchlein von Karl Strauß.)

Sagen aus der Rhön

Die Milsburg

Die großen Bergformen der Rhön, die Basaltfelsenbrocken, haben zu allen Zeiten die Einbildungskraft der Menschen angesprochen, besonders auch in den ehemals doch recht verlassenem Gegenden der Rhön. Der berühmteste Berg der Vorderrhön ist die 830 Meter hohe Milsburg.

Sie gleicht einem hochbeadernen Heuwagen und heißt darum das Heusuder. Das Volk im Fuldaischen nennt sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Sarge die Totenlade. Vormalig hatte auf diesem Gipfel ein heidnischer Riese namens Mils seine Felsenburg. Als nun das Christentum in dem „Buchenlande“ Wurzel faßte, plagte und bedrückte der Riese die Anhänger der neuen Lehre sehr. Der christliche Ritter St. Gangulf eilte den Bedrängten zu Hilfe und belagerte den Riesen in seiner Burg. Er hatte mit seinen Reifigen große Not auszustehen, denn ein Bauer hatte den einzigen Brunnen der Umgegend versperret und wollte nur gegen Bezahlung Wasser aus ihm ablassen. St. Gangulf aber nahm den letzten Helm voll Wasser, den er aus dem Brunnen geschöpft hatte, mit hinauf in sein Lager am Berge. Und siehe, als er hier das Wasser ausgoß, da strömte an der Stelle ein klarer Bergquell hervor; die Quelle des Bauern unten auf der Wiese aber versiegte für immer. Nun stärkte sich die Christenschar aus dem frischen Quell und begann dann mit neuem Mut die Belagerung der Riesenburg. Umsonst verlief sich der Riese auf die Macht des Teufels, der ihm bisher geholfen hatte. Aus Verzweiflung gab er sich selbst den Tod. Der Teufel aber erwies seinem treuen Diener die letzte Ehre: er riß dessen Felsenburg zusammen und begrub unter den Trümmern derselben die Gebeine des Riesen. Das Riesengrab ist die Milsburg. Der Wunderquell am Berge trägt noch heute St. Gangulfs Namen.

Der wilde Haune

Die Herren von Haune waren arge Raubgesellen. Sie wohnten auf Burg Hauneck, die vom hohen Stoppelsberg die ganze Vorderrhön mit ihren Straßen überschaute. Der allerschlimmste war der wilde Haune. Wen er fing, der sah nur gegen schweres Lösegeld das Licht der Sonne wieder. Da wird ihm eines Tages Kunde, daß ein Edelmann im Haunetal des Weges zog. Flugs sprang er waffenklirrend in den Sattel. Auch Knecht und Knappe warfen sich aufs Roß und sprengten hinterdrein. Slink fangen wollten sie den feinen Vogel und hinter festen Gitterstäben ihn verwahren, bis Vater oder Bruder oder irgendwer ihn loszukaufen kam. Sie



Das Kloster auf dem Kreuzberg in der Rhön

Thomas Bachmeier

überfielen aus dem Hinterhalt den Edelmann, der sich tapfer wehrte. Doch mußte er der Uebermacht der Räuber bald erliegen. Sie schlepten ihn zur Burg hinauf und warfen ihn in einen finstern

Turm. Da saß er lange Zeit gefangen. Er wußte nicht, war's Abend oder Morgen, wenn's ihm die junge Magd nicht sagte, die des Tages zweimal ihm Trank und Speise brachte. Dann fiel auch stets ein schmaler, schwacher Lichtstrahl durch den Türspalt, und mit leidvoll und tröstend klang ein Gruß herein. Eines Morgens fragte ihn die Magd: „Herr, warum seid Ihr denn so lang gefangen? Sagt, warum kauft Euch niemand frei?“ — „Ach, weil ich keine Menschenseele habe, die das könnte! Denn die mich liebten, die sind tot. Und bin ich auch sehr reich — wer weiß von meiner Not? Wer schafft von meinen Gütern das Lösegeld zur Stelle?“ So klagte ihr der junge Edelmann sein Leid. Da sann die Magd auf Rettung. „Ach“, seufzte sie, „wenn ich Euch helfen könnte!“ Als sie so sprach, fiel ihr von feuchter Wölbung ein Tropfen Wasser auf den Nacken. Sie schauerte zusammen, wie wenn die Bütte überschwappte, in der sie täglich von dem Born im Walde drunten Wasser holte. Da wußte sie den Weg der Rettung. Am Abend kam sie wieder, hieß den Gefangenen in die leere Bütte steigen und schritt, ein Liedchen trällernd, mit der Bütte auf dem Rücken wie zum Wasserholen durch das Tor hinaus. Der Burgherr sah mit seinem Spießgesellen im Rittersaal und ließ den Becher kreisen. Ihr Lärm und Lachen schlug ins Wipfelrauschen. Die Magd trug ihre Last, als wär's ihr nur ein Spiel. Am Fuß des Berges setzte sie die Bütte nieder und sagte lachend: „Steig heraus, du wilder Wassermann!“ Da lachte der Befreite herzhafte auf, er sah das schöne, starke Mädchen dankbar an und schloß es in die Arme. Dann flogen sie durchs Buchenland nach Süden und suchten Zuflucht hinter Fuldas festen Mauern. Der Edelmann vermählte sich mit seiner Retterin und führte sie als Herrin auf sein Schloß. — H. Kuppel.

Vom Rockenstuhl und seinem Namen

Einer der eindrucksvollsten Basaltkegel der nördlichen Rhön ist der Rockenstuhl. Kommt vielleicht der Name auch von dem Grafen Rogge, die Sage weiß es besser, sie weiß von einem jungen Ritter, der ein Bauernmädchen liebte und sie auch zu seiner Frau machen wollte. Sein Vater ließ ihn darauf in den Turm werfen. Das Mädchen trug ihren Rockenstuhl auf den Berg und stellte ihn dem Turm gegenüber auf, und schaute unverwandt nach ihm, bis sie bald darauf starb. Der junge Ritter ließ nachher den Stuhl in der Burg aufstellen,